

Tagungsbericht

Haarscharf vorbei an der Intoleranz

Defensiv, selbstkritisch, skeptisch: Zur Elmauer Tagung „For God’s Sake“ über Religion und Politik im Westen

Es gibt inzwischen mehr Religionskonferenzen als Religion. Wer sich die Forschungsprogramme und ihre Kalender in Europa anschaut, könnte diesen Eindruck gewinnen. Den Eindruck teils zu erklären, teils zu relativieren, das war die Leistung einer wissenschaftlichen Tagung, die jetzt auf Schloss Elmau stattfand. Der luxuriöse Besinnungsort in den bayerischen Alpen veranstaltet seit einigen Jahren hochkarätig besetzte Reflexionen zum Verhältnis von Judentum, Christentum und Islam zueinander und zur modernen Kultur und arbeitet sich so auch produktiv an seiner eigenen lebensreformerischen, kulturprotestantischen Vergangenheit ab. „For God’s Sake – Religion and Politics in the West“ hieß diesmal der Disput, zum dritten Mal gemeinsam organisiert von Michael Brenners Münchner Lehrstuhl für Judaistik und vom Institute of European Studies der Universität von Kalifornien in Berkeley.

Erklärt wurde jenes Missverhältnis zwischen Religionsdebatte und Religionsausübung mit der markanteren Sichtbarkeit der Glaubenspraxis bei den eingewanderten Minoritäten, welche Europa derzeit neu über Frömmigkeit und Gesellschaft nachdenken lässt. Und relativiert wurde es durch den intensiven Vergleich mit den USA, die Robert Orsi von der Northwestern University in Chicago als „eine Demokratie der untereinander toleranten Religionen“ definierte. Eine transatlantische Erkenntnis hat diese Tagung wieder bestätigt: Europäische und amerikanische Intellektuelle können noch so gut informiert sein – sie zeigen sich im konkreten Austausch doch immer wieder bis zur Irritation darüber erstaunt, wie viel echtes Verständnis in den USA den vielfältigen religiösen Bindungen entgegengebracht wird, respektive wie unfremd und ungemeinschaftlich die meisten Europäer heute leben.

Als er amerikanische Kollegen sagen hörte, auch die strengsten Formen der Observanz, Burka-Trägerinnen beispielsweise, könnten das Leben der säkularen Mehrheitsgesellschaft auf das Schönste „bereichern“, da schüttelte Ian Buruma (London) nur den Kopf. Worin die Bereicherung liegen möchte, das konnte auch der intellektuelle Globetrotter niederländisch-britischer Provenienz, selbst ein unromantischer und unbestechlicher Vorkämpfer der Toleranz, nicht erkennen. Stattdessen trat auch Ian Buruma gegen ein Verbot von Burkas ein, wie es gerade vielerorts zum Vorschlag steht – aber doch lieber mit einem bürgerrechtlichen Argument: Wenn die Vollverschleierung aus der Öffentlichkeit verbannt werde, würden die darunter versteckten Frauen sie ja nicht einfach abwerfen, sondern im Gegenteil noch weiter in die heimische Isolation getrieben.

Eine eigene Sektion der Elmauer Tagung galt der Unterrichtung über Kiryas Joel, eine Enklave ultraorthodoxer chassidischer Juden in Orange County im Staat New York. Der Ort wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von dem aus Europa geflohenen antizionistischen Rabbi Joel Teitenbaum und einem Grüppchen von Anhängern gegründet; heute leben dort nicht weniger als 18 000 Gläubige in einer als Kommune staatlich anerkannten, streng homogenen Gemeinschaft der sogenannten Satmarer Chassiden. Eine Theokratie im Kleinen. David N. Myers, Professor für

Judaistik an der Universität von Kalifornien in Los Angeles (UCLA), brachte den frappanten Fall gegen Vorstellungen von einer linearen Säkularisierung der westlichen Welt in Stellung, führte aber auch vor, wie die Ultraorthodoxen von Kiryas Joel, die in einfachsten Verhältnissen leben, sich nach und nach mit der sie umgebenden und von ihnen verachteten säkularen Politik und Rechtsprechung zu arrangieren wussten.

Während ein amerikanischer Diskussionsteilnehmer von einer „Erfolgsgeschichte“ sprach, wollte die Sonderstadt Kiryas Joel mit ihrem buchstabengläubigen Regelwahn, Reinheitsfanatismus, Mischehen-Verbot und obligatorischer Geschlechtertrennung, die auch auf Straßenschildern verkündet wird, anderen Teilnehmern eher als Horrorstory erscheinen. Jedenfalls wurde an diesem Beispiel die Verschiedenheit der Toleranzmodelle scharf herausgearbeitet: Nomi Stolzenberg (Los Angeles) betonte, die gerühmte Religions-Toleranz in den USA funktioniere im wesentlichen durch die Separation der verschiedenen Gruppen. Und Ido de Haan (Utrecht) erklärte die Schwierigkeiten mit frommen muslimischen Einwanderern in Europa nicht minder kritisch so: Was sich in den letzten „fortschrittlichen“ Jahrzehnten in Europa herausgebildet habe, das sei eine größere Akzeptanz von individueller Verschiedenheit – aber eben nicht von kollektiver Verschiedenheit.

Wie schwer sich Europa damit tut, illustrierte die in Paris lehrende türkische Sozialwissenschaftlerin Nilüfer Göle an den Demonstrationen gegen Israels Politik beim jüngsten Gaza-Konflikt: Im Rahmen dieser Proteste kam es dazu, dass just auf dem Domplatz von Mailand, vor einer der großen Kathedralen der Christenheit, ein großes muslimisches Gebet abgehalten wurde. Die Irritation liegt in kollektiven öffentlichen Frömmigkeitsbekundung der Muslime; diese Irritation wird nicht nur von frommen praktizierenden Christen verspürt – die vielerorts in Europa selbst zur Minorität geworden sind –, sondern gerade auch von der individualistischen Mehrheit, die sonst gerne den Wert der Verschiedenheit vor sich herträgt. Das große Projekt, das Europa bevorstehe, sei daher, so Nilüfer Göle, nicht so sehr über den Begriff der „Integration“ zu fassen – die entsprechenden Probleme würden schon Schritt für Schritt angepackt –; es sei vielmehr die neue Verständigung über die Sichtbarkeit von Religion im öffentlichen Raum.

Verlässliche Allianzen sind in diesem Ringen jedenfalls nicht zu erwarten, wie Ian Buruma und Ido de Haan am Fall des holländischen Populisten Geert Wilders ausführten. Dessen Rezept ist die Verbindung des Anti-Islam-Gefühls mit dem gesellschaftspolitisch Progressiven, auf das die Holländer so stolz sind – Geschlechtergleichberechtigung, Homosexuellenrechte. Diese Form von Xenophobie funktioniert durch die eigentümliche Verknüpfung von Fortschrittlichkeit und Nationalismus. Man kennt das von CSU-Politikern, die die Rechte der Frauen im Kampf gegen fromme Muslime für sich entdeckt haben.

Dass die Eingliederung muslimischer Einwanderer in den USA so viel besser funktioniere, bestätigte Robert Orsi, zeigte jedoch am Fall der Stadt Detroit auf ernüchternde Weise, dass diese Integration, wie so oft in der Geschichte, nur durch Abgrenzung gegenüber anderen Minderheiten zustande komme, nämlich gegenüber den Schwarzen: Die arabischen Einwanderer in Detroit nennen sich in Befragungen selbst „weiß“. Dan Diner (Jerusalem/Leipzig) ergänzte, der Staat sei ja auch in den USA viel schwächer als in Europa, weshalb in Amerika die religiöse Gemeinschaftsbildung so viel wichtiger sei. Zugespitzt heiße das umgekehrt für Europa: Der Wohlfahrtsstaat stehe der Integration von Einwanderern im Wege.

Solche praktisch-politischen Probleme der Religion, die eng mit historischen Mentalitäten und Wertsetzungen zusammenhängen, standen in Elmau im Mittelpunkt, und sie wurden mit auffallend sanfter Einfühlung diskutiert. Dasselbe galt auch für die theoretischeren Debatten, in denen lediglich Remi Brague (Paris/München) einen leidenschaftlichen Angriff auf die Säkularisierung losließ. Die Intellektuellen des Westens, diese Botschaft könnte man destillieren, haben sich zu einem defensiven, selbstkritischen, ja skeptischen Ton entschlossen, wenn es um eine religionsfreundliche Neubestimmung des Pluralismus in der Demokratie geht. JOHAN SCHLOEMANN